

Es hat nicht sollen sein.

John Ritsch Esq. zeigt ungeheure Standhaftigkeit. — Wodurch sein guter Voratz zu nichte kam.

— Die Frau trug die Schuld.

Mister Editer!

Wie sagt doch der Dichter in dem schönen Lied von dem Stabsstrompeter? „Büß' dich, du Götz, Mister Editer, es war' so schön gewesen, amwer es hat nit' sei solle.“ Und wer ist die Schuld dra?



Erstens emol die Akti un dann auch Sie oder anthon Ihr Papier, Mister Editer.

Es ist werlich traurig, Mister Editer, wann e Mann de beste Wille hot un er will gut sei un will reforme un Alles un dann spoile es die Weidseleit.

Also gewis un wahrhaftig un kee Humbug. Gestern Abend wie Jch heimkam, ehe daß Jch in's Bett gegangen sei, da sag ich zu der Akti: „Weißt Du was Neues, Akti?“ — „Des werd schon wieder e schöne Schweinerei sei, wo Dir Dei Saufbrüder verzählt hanwe, dann was Geschicktes lernst Du von dem im Lebe nit.“

„So?“ sag Jch. „Zeh daß emol uff, Akti, und verschred nit! Des Neueste is, daß Jch von morga e — wenigstens emol drei Monat lang, vielleicht awwer for gut.“

Die Akti hot e fürchterliches Hohn-gelächter angeschlage, awwer Jch hen Mich nit irte mache losse. Nämlich, Mister Editer, wann Jch Mir emol was vornemm, da süß Jch's doch. So bin Jch emol. Da brauch Jch die Weidseleit zu seine un lei Scham abzulegen un lei Ehrenwort druff ze gewo un gar nit. Wann Jch Mir's vornemm, — des genügt Jch.

Un wahrhaftig, Jch war heut de ganze Tag stolz uff Mich. Morghens — Cheopener? Ja, Prost! Ritz! No, Eret, kein Tropfel! Nit argehrli. Dann hen Jch en Ball genomme. Jch kein nach beim Tschallenei. „Geh Mir e Battel —“ „Mojel?“ unterbreicht Mich der Tschall. — „Daß Mich gefälligst ausrede“, sag Jch. „Geh Mir e Flaiche von dem importirte Mineralwasser.“

Das Besicht hätte Sie sehe solle, wo der Tschall gemacht hot un de Pelz-lappe — Willy un der dörrte Duellehannes un der Schambettist un der Knödelsepp, wo natürlich schon wieder kein Weinlaufe (trinte kann mer des werlich nit alle, Mister Editer) har'n, hanwe die Müaner uffgesperit!

Jch hen Mich awwer nit irr mache losse un hen Mei Wasser getrunke. „Nacht Ihr nor so for!“ hen Jch gesagt zu der Akti. „Ihr werd' schun sehe, wo des hüffert.“ Dann sein Jch heim zum Gffe. Es is e tolofalle Gatsitätsfisch, wo Einem des geht, Mister Editer, wann mer so e feste Willenskraft hot un so charaktaristis. Noch nit emol e Konjädche zum Appetitreize hen Jch getrunke. Un nach'm Gffe hen Jch Goffie getrunke — aach mitaus Konjädche. Dann hen Jch en Spaziergang gemacht, ganz mitaus ohne ergendwo eizelehre. Warum dann? Es is doch nit nothwendig, daß mer alle Tagebild emol in's Wertshaus laaft. Is es? Sie solle des aach nit thun, Mister Editer!

Also un halb 5 Uhr kimm Jch heim. Jch sein in die Kiich un hen das Mädche gefragt, ob sie tochenes Wasser hält. Yes, des Wasser im Theestel hot geboit. „Dann mache Sie Mir en Kop Thee un bringe Mir'n enuff in die Leibrüch. Yes, Thee hanwe Jch gegot. Sie dumme Gans! Was brauche Sie dann des Maul effsperrere un Mich so dumm anzugude.“

Jch sein enuff in's Leibrüchzimmer un hen Mich gemüthlich higestet un des Mädche hot Mir Mein Thee getracht — es war wunderlich. Jch hen grad in dem Zoning-Paper, wo Jch Mir mitgebracht hen, e Etim gelese, daß die Giftmördereis so ünnerhand nemme thäne, un dann hen Jch de erste Schuld von Mein Thee getrunke — „Gelp, Mörder, Poison, zu Hüffe, Jch sein poisen! Schnell Whiskey als Gegegift!“ so hen Jch getrische un bin im Zimmer erumgeschumpit. Die Akti un des Mädche sein getimme un hanwe mer e Glas voll Whiskey gegeben, dann is mer e Bihle besser gewo. Die Akti hot von dem Thee e Bihle versacht un des Mädche auch un se hanwe zugewo, daß was der Wätter war mit dem Getränk.

Die Akti hot sich uff emol vor de Ropp geschlage un hot dann des Mädchen gefragt: „Sie hanwe doch nit des Wasser aus dem Theestel genomme?“

Die Akti hot nämlich die Häbit, sich immer aus dem Papier die Hüsmittel wie for Justen Handschuhreine un so eache herauszuschneide. Da hot sie aach was gefunne, daß der Kestelstei, wo sich im Theestel ofset, aufgelöst weern kann, bei Soda in's Wasser ze schmeiße. Gestern Nachmittag is sie in die Kiich getimme un da is ihr die Sach von dem Kestelstei eingefalle un sie hot e Paar Händ voll Wasching-Soda in de Kestel geschmissen un hot vergesse, es dem Mädche ze sage. Un da derd is Diee Thee gemacht wo.

Mei Temperenzvorfäg war'n of course gespoilt. Dann Jch hen nach dem Whiskey als Gegegift noch e Battel Bier getrunke, um en annerer Geschmad ze krieger. Un morga wieder von vorn anfang mit der Abewöhnung? Des wär zu viel verlangt, Mister Editer; des wern Sie selber eisehe.

Awwer is es nit, um die Kränk ze krieger, wann e Mann go gut sei will un Alles thut, un es geht dann so? Jhne des Nämliche wiinschend Mit Rigards Yours John Ritsch Esq.

Ein General, der Wäsche besorgt.

Als Brigadegeneral Funktion mit seinem Kommando im Lager vor Manila lag, fragte ein eben von den Weststaaten angelommener Rekrut einen älteren Soldaten namens Willi Brown, wo er seine Wäsche gewaschen bekommen könnte.

„Sieht du die Felte dort drüben?“ antwortete der Befragte. „Geh nur dorthin und erkundige dich nach Funktion. Er ist ein mürrischer kleiner Kerl, aber wenn du ihm gut zuredest, wird er Dir schon behilflich sein.“

Der Rekrut that wie ihm gezeihen. Er entbedte General Funktion vor seinem Zelte auf und ab wandern, mit einem Paar abgetragener Reitstiefen und einem blauen Flanelhemde bescheidet.

„Wo finde ich Funktion?“ fragte der Rekrut.

„Funktion? Well, das bin ich!“

„Ich möchte gern einige Wäsche gewaschen haben.“

„Was? Wer hat dich hergeschickt?“

„Willi Brown dort drüben beim rühten Kavallerieregiment.“

„Unteroffizier der Wäsche!“ rief General Funktion und warte sich, als der Geruchene eiligst erschien, an den Rekruten. „Hier, mein Sohn, geh mit dem Korporal und zeige ihm Willi Brown, wo da er ihn hieher bringen kann. Und du kommst mit ihm und bringst deine ganze schmutzige Wäsche mit. Verstanden?“

Bald war Willi Brown und mit ihm ein Bündel Hemden, Unterzeug, Strümpfe etc. zur Stelle.

„Hast du den da hieher geschickt, daß er sich von mir seine Wäsche waschen lassen solle?“

„Ja, General. Es war aber nur ein Scherz von mir!“

Der erste und zweite Bock.

Eine Jagdgeschichte von J. Herrmannsdorfer.

Es mochte acht Uhr Abends sein, als der Privatier Obermaier langsam pärsch, das Gemehr unter dem Arm, auf einem schmalen, abgelegenen Jagerpfad sich auf den Anstand begab.

Überall war große Stille und der kühle Bergwind strich von den nahen Toralpen herüber.

Obermaier athmete mit Entzücken die herrliche Luft ein, prüfte links und rechts das Gebüsch und erblinhte nach kurzer Wanderung bald einen Rehwedjel. Herbe oder nie, war die Lösung.

Er mußte ihn heute abfangen, den Bock, der ihn schon seit geraumer Zeit zum Narren hielt. Leiber war der Wechsel in der Nähe der Jagdgrenze, und schon einigemal hatte Obermaier den kapitalen Puschel schätzen können, wäre nicht derselbe, in unmittelbarer Nähe allerdings, aber doch jenseits des Jagdgebietes gestanden.

Obermaier machte sich so seine eigenen Gedanken heute; er mußte bestimmen, daß er heute ganz allein außen vor dem Hof und anderen allerhöchsten Herrschaften gespielt hatten. In großer Zahl war das Publikum erschienen, um des, wie man versicherte, seltenen musikalischen Genusses theilhaftig zu werden. Mr. Daine Barrington, einen zur Zeit einflussreichen, als besonderen Günstling des Königs bekannten Engländer, führte noch ein anderes Motiv in der Nähe der Künstler. Er war der Ansicht, daß als Name erscheinende Kind, dem die Hauptbewunderung galt, da es mit geradezu bewunderungswürdiger Meisterschaft die Geige handhabte und dessen Alter auf acht Jahre angegeben war, sei in Wirklichkeit ein Mädchen und etwöchlich älter.

Diesen Verdacht hartnäckig festhalten, war Mr. Daine hohe Beiden eingegangen. Nun galt es, den Betrug zu entdecken.

Unter stürmischem Beifall betraten die jungen Virtuosen die Estrade: Ein reizendes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, bescheiden mit niedergeschlagenen Augen, in welchem gestidten Kleidchen, geleitet von einem älteren Herrn, macht eine wohlgeschulte Verbeugung und setz sich an das Klavier.

Darauf allein, ohne je Föhrung, ein kleines, nach allen Regeln der herrschenden Mode frisiertes, gepudertes Herrchen. Lächelnd grüßt der Knabe die Menge, und das Konzert beginnt mit einer von dem Kinde selbst komponierten Sonate.

Der Erfolg des Abends übertraf alle Erwartungen. Auch die Künstler waren beglückt und befriedigt, voller Freude sielen Vater und Kinder einander in die Arme. Da tritt der wüßbegierige Mr. Daine zu der Gruppe.

„Ich möchte Sie wohl etwas fragen“, wendet er sich an den Vater.

„Ganz zu Eueren Diensten“, erwiderte dieser.

„Nun, dann grad' heraus“, die Genossen des Fragestellers waren mittlerweile auch hinzugegetreten, „trägt der Knabe wirklich Klavier, die seinem Geschlechte entsprechen?“

„Aber natürlich!“ beeilte sich der Gefragte zu erwidern.

„Und ich glaube das Gegenteil, nämlich, daß es ein verkleidetes Mädchen ist.“

„Euer Gnaden täuschen sich. Welches Interesse sollte ich auch haben?“

„Dasjenige, es so jünger erscheinen zu lassen und dadurch das Wunder seiner Leistungen zu erhöhen.“

Der deutsche Musiker — denn ein solcher war der Vater des Wunderkinde — begann unwillig zu werden.

„Was ich Euer Gnaden gefagt habe, ist die lautere Wahrheit; übrigens, wir haben Empfehlungen: Der Erzbischof —“

„Der Erzbischof kann sich ebendfalls täuschen —“

„Das soll heißen, ich hätte ihn getäußt!“ — Awwer dann wäre ich ja ein Betrüger. —“

„D nein“, meinte Mr. Daine begütigend, so etwas ist noch kein Betrug, das ist nur — Geschicklichkeit. — Ich habe hoch gewettet, und es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir den Tauschpreis des Kindes verschaffen. Eine Anfrage in München, die ich kürzlich absandte, ist noch unbeantwortet geblieben.“

„So halten Sie mich also für einen Abenteuerer“, brauste der ganz aus der Fassung gebrachte Musiker unwillig auf; vielleicht würde er noch mehr gesagt haben, wäre nicht ein Heubild mit der gerade aus München eingetroffenen Antwort erschienen.

„Ihr Herrmannsdorfer, entgegnete Obermaier in aller Demuth, aber Sie werden's vielleicht begreifflich finden, die Aufregung war zu groß, es war eben der erste Bock, den ich geschossen hab.“

„Und dieses hier“, entgegnete der Künstler ruhig, indem er sein lächelnd das corpus delicti, das Zwanzigmarstück, das aus dem Tische vor ihm lag, mit zwei Fingern in die Höhe hielt und es dem Fremder zeigte, „dieses hier, mein lieber Obermaier, das war der zweite Bock!“

Ein Konzert zu Zeiten Ludwig XV.

In der Rue St. Honoré zu Paris brängten sich am Charfreitag Abend des Jahres 1764 Staatskutschchen und Tragklübe der eleganten Welt noch mehr als sonst. Das für den traglichen Abend angeübliche Konzert bedeutete ein Ereignis; zwei Wunderkinder, ein Mädchen und ein Knabe, sollten öffentlich auftreten, nachdem sie bisher nur vor dem Hof und anderen allerhöchsten Herrschaften gespielt hatten. In großer Zahl war das Publikum erschienen, um des, wie man versicherte, seltenen musikalischen Genusses theilhaftig zu werden. Mr. Daine Barrington, einen zur Zeit einflussreichen, als besonderen Günstling des Königs bekannten Engländer, führte noch ein anderes Motiv in der Nähe der Künstler. Er war der Ansicht, daß als Name erscheinende Kind, dem die Hauptbewunderung galt, da es mit geradezu bewunderungswürdiger Meisterschaft die Geige handhabte und dessen Alter auf acht Jahre angegeben war, sei in Wirklichkeit ein Mädchen und etwöchlich älter.

Diesen Verdacht hartnäckig festhalten, war Mr. Daine hohe Beiden eingegangen. Nun galt es, den Betrug zu entdecken.

Unter stürmischem Beifall betraten die jungen Virtuosen die Estrade: Ein reizendes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, bescheiden mit niedergeschlagenen Augen, in welchem gestidten Kleidchen, geleitet von einem älteren Herrn, macht eine wohlgeschulte Verbeugung und setz sich an das Klavier.

Darauf allein, ohne je Föhrung, ein kleines, nach allen Regeln der herrschenden Mode frisiertes, gepudertes Herrchen. Lächelnd grüßt der Knabe die Menge, und das Konzert beginnt mit einer von dem Kinde selbst komponierten Sonate.

Der Erfolg des Abends übertraf alle Erwartungen. Auch die Künstler waren beglückt und befriedigt, voller Freude sielen Vater und Kinder einander in die Arme. Da tritt der wüßbegierige Mr. Daine zu der Gruppe.

„Ich möchte Sie wohl etwas fragen“, wendet er sich an den Vater.

„Ganz zu Eueren Diensten“, erwiderte dieser.

„Nun, dann grad' heraus“, die Genossen des Fragestellers waren mittlerweile auch hinzugegetreten, „trägt der Knabe wirklich Klavier, die seinem Geschlechte entsprechen?“

„Aber natürlich!“ beeilte sich der Gefragte zu erwidern.

„Und ich glaube das Gegenteil, nämlich, daß es ein verkleidetes Mädchen ist.“

„Euer Gnaden täuschen sich. Welches Interesse sollte ich auch haben?“

„Dasjenige, es so jünger erscheinen zu lassen und dadurch das Wunder seiner Leistungen zu erhöhen.“

Der deutsche Musiker — denn ein solcher war der Vater des Wunderkinde — begann unwillig zu werden.

„Was ich Euer Gnaden gefagt habe, ist die lautere Wahrheit; übrigens, wir haben Empfehlungen: Der Erzbischof —“

„Der Erzbischof kann sich ebendfalls täuschen —“

„Das soll heißen, ich hätte ihn getäußt!“ — Awwer dann wäre ich ja ein Betrüger. —“

„D nein“, meinte Mr. Daine begütigend, so etwas ist noch kein Betrug, das ist nur — Geschicklichkeit. — Ich habe hoch gewettet, und es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir den Tauschpreis des Kindes verschaffen. Eine Anfrage in München, die ich kürzlich absandte, ist noch unbeantwortet geblieben.“

„So halten Sie mich also für einen Abenteuerer“, brauste der ganz aus der Fassung gebrachte Musiker unwillig auf; vielleicht würde er noch mehr gesagt haben, wäre nicht ein Heubild mit der gerade aus München eingetroffenen Antwort erschienen.

Schnell überflog Mr. Daine den Inhalt und wandte sich bald darauf, indem er das Papier zusammengeballt beiseite warf, an seine Begleiter mit den Worten: „Meine Herren, ich habe die Wette verloren; wenn Sie mir folgen wollen, werde ich mich meiner Verpflichtungen Ihnen gegenüber sogleich entledigen.“ und zu dem Vater: „Ich bin erkrankt, — wahrhaftig sehr erkrankt! — Ihr Sohn wird Ihnen Ehre machen!“

Ein Zuschauer hob, neugierig gemacht, das fortgeworfene Telegramm auf und fand darauf nur den Vermerk: „Wolfgang Amadeus Mozart, geboren in Salzburg im Jahre 1756.“

Ein Götz von Verlichingen im Alterthum.

Gewöhnlich nimmt man an, daß der streikflustige Held des Goethe'schen Drama's auf einen ganz neuen Gedanken gekommen sei, als er seine bei der Belagerung Landshuts verlorene Hand 1505 durch eine eiserne, selbst angefertigte, ersetzen ließ, daß er also zu unseren Lebzeiten sich unzwiefelhaft ein Patent dafür hätte auswirken können. Aber auch hier trifft der Spruch Veni Misas zu: Es ist Alles schon dagewesen. Denn ein alter römischer Schriftsteller berichtet Folgendes: „Die Frage, wer von allen Menschen der tapferste gewesen, möchte schwer zu beantworten sein; gewiß aber kann man nicht leicht einen anderen dem L. Sergius vorziehen. Bei seinem zweiten Feldzuge verlor er die rechte Hand; in zwei Feldzügen erhielt er 23 Wunden und konnte deswegen keine Hand, seinen Fuß mehr recht gebrauchen, und machte doch, mit Unterstützung eines Sklaven, noch viele Feldzüge mit. Mehrmal ward er von Hannibal gefangen, zweimal entwichte er aus den Fesseln; zwanzig Monate lang wurde er unauhörlich in Fesseln bewacht. Mit der linken Hand allein kämpfte er viermal, und zwei Pferde wurden unter ihm getödtet. Er ließ sich eine rechte Hand von Eisen machen und half, mit dieser fesseln, Tremora einschlagen, Placencia vertheidigen, größ Mol seinliche Lager in Gallien erstürmen. Und welchen Ruhm würde er erworben haben, hätte er nicht immer gegen den Hannibal kämpfen müssen, zu einer Zeit, wo sich die Römer meist nur Schande erfuchen! Andere Helben haben Feinde besiegt; Sergius hat selbst das Schicksal überwunden.“

Da die Kriege mit Hannibal im Anfange des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt endeten, so hatte also Götz von Verlichingen schon vor 17 Jahrhunderten einen Vorgänger besessen. Uebriens wurden im August 1834 beim Bau der jenen Brücke in Alt-Ruppin tief im Bette des Rheins die Überreste eines wohlfeinlich im Kampfe von der Brücke gefüllten Ritters gefunden, die in einem Sporn, einem Schwerie, mehreren Hülsen seines Pferdes und einer eisernen Hand bestanden. Nach der Form und Arbeit des Schweries und Sporns stammten diese Alterthümer aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts her, und es war die Auffindung dieser Gegenstände, besonders der Hand, um so wichtiger, da die letztere, der Verliching'schen Hand in ihrem Mechanismus außerordentlich ähnlich, fast ein ganzes Jahrhundert älter als diese ist. Also selbst für Deutschland war dieser Erfolg der Hand keine Neuheit mehr.

Unter diesem Titel ist dieser Tage eine kleine Schrift von Alex. von Nanch in Geertreibendburg erschienen, als Ergänzung stehen auf dem Umschlag noch die Worte: „Erbüllungen aus dem Leben der herumziehenden Krämer, alias Hausirer und Bettler,“ und der Verfasser gibt hier seine reichen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen in mitunter äußerst drastischer und interressanter Darstellung zum Besten.

Diese Romaden retruitieren sich aus fast allen Klassen und Berufshänden des Volkes, man findet unter ihnen frühere Offiziere, heruntergelommene Adolanten, ansehnliche Kaufleute, höhere Beamten, ja, der Verfasser will keinen Eid darauf ablegen, daß unter ihnen nicht auch Angehörige des alten niederrheinischen Adels vorkommen. Der Uneingeweihte macht sich gar keinen Begriff von den Einnahmen dieser Landstreichere: bei einem der zahlreichen Schlemmestiege, bei denen zum Schluß hoch gespielt wird, kam einer der Anwesenden auf den Gedanken, jeder der 21 Tischgäste solle die Summe, die er an diesem Tage von den „Runden“ einliefert habe, auf den Tisch legen, und da ergab sich, daß ein früherer Schulmeister die Summe von 117 Gulden vorzeigen konnte, von der allerdings 34 Gulden für den Anlauf von Waaren abgezogen werden mußten, so daß aber immer noch ein Reinerdienst von 83 Gulden blieb!

In ihrem Absteigequartier, im „Silbernen Stern“ im Geertreibendburg, machen sich die Gäste gewöhnlich am Montag Abend einen guten Tag; neben einem fetten Ruchtopf werden zahlreiche andere Fleischpreisen aufgestellt, Körbe mit Eiern, Häring, Büdlingen, Käse, feinem Weidbrod, dem feinsten Zwiebad, allen möglichen Bock- und Zuderwerk, stehen auf der Tafel, dabei schieß Bier, Gneuder, Stogal wie aus einem unersägbaren Brunnen, und der Verfasser erklärt, daß diese Bettler geringeres Essen, mit dem sich eine Bürgerfamilie begnügen würde, gar nicht berühren. Ein Meister dieser Kunst, der mit Schreilmaterialien haust, und dessen Frau Strahlenleder singt und bettelt, verzehre als Abendbrod in dem genannten „Silbernen Stern“ 1 Kiloogramm seines Weidbrod und 18 Pfunde Eier. Ein besonderer Typus dieser Gilde wird in dem „Soden-Tinus“ vorgeführt. Dieser alte Trunfendold, der zwar Alles, dessen er bei den Bauern habhaft werden konnte, mitlaufen ließ, hatte sich auf die Spezialität, Soden und Strümpfe zu betteln, verlegt; er hatte es darin zu solcher Fertigkeit gebracht, daß er an einem einzigen Tage

manchmal 30 Paar im Korbe auf seinem Rücken nach Hause trug. Einige Paare wurden des Abends in Gneuder umgehört oder er bezahlte sein Schlafgeld damit, die übrigen nahm er mit nach Hause, wo Frau und Tochter sich Röhre davon machten, die Röhre in den Fenstern und selbst im Dach damit zuzustopfen oder sie auch als Brennmaterial benutzten; als er starb, lag er auf einem aus Soden und Strümpfen gemachten Bett. Seinen Hauptzweck, gültige Menschen zu bestimmen, solchen Bettlern stets die Thür zu weisen, wird der Verfasser aber schwerlich erreichen.

Moderne Domestiken. Köchin (zur Gnädigen): „Bitte um täglich zwei Stunden frei, ich muß zu meinem Portrat' sigen.“

Immer geristet. Dienstmädchen: „Herr Professor, es wünscht Sie Jemand am Telefon zu sprechen.“ Professor: „Führen Sie ihn einstweilen in den Salon — ich komme gleich!“

Wunderbar. Junge Hausfrau: „Wunderbar, mir gelingen auch nach dem besten Kochbuche alle Speisen schlechter als meiner Köchin, die gar nicht lesen kann.“

Einzige Erklärung. Denken Sie sich, mein Onkel hat München besucht und das Hofdramahaus nicht gesehen.“ Münchener: „Also is er glei' auf dem Bahnhof gestorben?“

Furchtbare Drohung. Sachse: „Das ist einfach eine Verleumdung, wenn Sie mir nicht glauben wollen, was ich Ihnen sage. — Wenn Sie wünschen, gede ich's Ihnen grün auf weiß!“

Der Korporal. Man macht eben immer mehr Fortschritte, Leibfuchs! . . . Im zweiten Semester habe ich noch genouht, wo die Universität liegt; im vierten weiß ich das nicht mehr!“

Der erste Beweise. Dienstmädchen (der die jungverheiratete Gnädige die Aussteuer zeigt): „Ach und die Menge Porzellan: bis wir das aber mal alles zerbrochen haben, gnä' Frau.“

Matice. Er (Lustspieldichter): „Was? Du ziehst Dich an zur Soiree bei Maier's, ich hatte aber doch abgeschrieben.“ Sie: „Ach? Abgeschrieben hast Du? Nun, das konnte ich mir ja eigentlich denken, Du kanntst ja nichts als nur immer abschreiben!“

Am Künstlerhämtnlich. Schlechter Schauspieler: „Dient' Euch, Kinder, heute Nacht träumte mir, ich hätte den Hamlet gespielt. Einfach großartig!“ Kritiker: „Gott sei Dank, daß mir nicht träumte, ich hätte das ansehen müssen! Einfach herrlich!“

Im Kaufprojek. Richter: „Wie ist denn nun die Kauferei eigentlich entstanden, Huberbauer?“ Angeklagter: „Ja, Herr Richter, wenn ich das wüßte, wir hätten unsere Gläser aufgehoben, un anzuhoben, und auf einmal . . . ja, da haben wir nur noch die Hentel in der Hand gehabt!“

Schreibtrampf. Die Schriftstellerscheit ist ein Erbfehler der Familie Kriehler. Die zwei Töchter schreiben Gedichte, die kein Mensch druckt; die Söhne schreiben Märche, die kein Mensch aufführt und die Mutter schreibt Romane, die kein Mensch liest. — Und der Vater? — „Der schreibt Cheds, die kein Mensch jaßt.“

Auch ein Botschafter. N: „Mensch, Du Da siehst ja hundsgemein aus, was fehlt Dir denn?“ B: „Ach, mir ist noch ganz menagerie, gestern Abend Schafstopf gespielt — Schwein gehabt — Bock getrunten — Spitz erwischt — Affen nach Hause gebracht — heute schenlichen Rater — brrrr!“

Der „Nichtig“.



„Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“ „Ach warte, daß der Nichtig kommt!“

Kächerliche Romanphraze! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtig“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebracht hat.“